

Vol. 70 (2013)
N° 2

Gesnerus

Swiss Journal of the History of Medicine and Sciences

Ronand de Calan:

Lecture critique de *Naissance de la clinique* de Foucault

Ronald Guilloux:

L'acupuncture et le magnétisme animal face à l'orthodoxie médicale française (1780–1830)

Jehanne-Emmanuelle Monnier:

Les explorations d'Alfred Grandidier

Giulia Pedrucci:

Riflessioni e nuove proposte intorno all'allattamento nella Grecia antica

Christiane Ruffieux:

La méthodologie de la recherche clinique à Genève vers 1800

Wilfried Witte:

Arthur Israel und seine Auseinandersetzung mit der Berliner Chirurgischen Universitätsklinik

Book Reviews, Book Notes, Books Received

www.gesnerus.ch

Schwabe Verlag Basel

Book Reviews

Das wissenschaftliche Gesamtwerk des Jenaer Nervenarztes Hans Berger. Joachim Bauer, Harald Kluge (Hrsg.), unter Mitarbeit von Marcus Müggenburg. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2011. 162 S. 51 Abb. € 48.–. ISBN 978-3-515-09787-1

Was für die Kardiologie das Elektrokardiogramm (EKG) bedeutet, ist für die Epilepsie- und Schlafdiagnostik das Elektroenzephalogramm (EEG). Seinem Entdecker Hans Berger (1873–1941) gebührt Respekt und Dank.

Wenn sich nun aber die wissenschaftliche Karriere dieses Forschers und Klinikdirektors im deutschen Zeitfenster zwischen 1900 und 1941 entfaltet, also auch die Zeit des Nationalsozialismus umfasst, kann das Verfassen einer wissenschaftlichen Würdigung zur wahren Herausforderung werden. Ein solches Wagnis nahmen der Naturwissenschaftler Harald Kluge und der Historiker Joachim Bauer, unterstützt vom Archivar Marcus Müggenburg, auf sich.

Vor uns liegt ein 330-seitiges Werk, aufgeteilt in einen wissenschaftshistorischen Teil, der angereichert ist mit aussagekräftigen Originalabbildungen, und einen Anhang mit Bergers Rektoratsrede von 1927 sowie zwölf überarbeiteten Vorlesungen, die er zwischen 1905 und 1920 gehalten hatte.

Den Autoren gelingt es, die Leserschaft in die wissenschaftliche Geisteswelt des späten 19. Jahrhunderts mitzunehmen, um anschließend Hans Berger auf seinem Forschungsweg über Hirntemperaturmessung, Aufzeichnung der Hirnzirkulation bis hin zur Anwendung des humanen EEGs ins 20. Jahrhundert hinein zu begleiten. Hinter Bergers Forschungsdrang steckte die akribische Suche nach einer neurophysiologischen Darstellung der sogenannten «psychischen Energie», was den über 50-Jährigen zwar nie zu seinem Ziel, aber dafür zum EEG führte. Um Bergers Arbeitshypothesen nachvollziehen zu können, werden seine prägendsten Bezugspersonen vorgestellt; die Leserschaft erhält Einblick in verschiedene Untersuchungstechniken sowie Interpretationsversuche der gewonnenen Daten. Zusätzlich komplettieren die Autoren den damaligen Wissensstand mit heutigen neurowissenschaftlichen Erkenntnissen.

Neben seiner exzellenten Forschungstätigkeit war Hans Berger aber auch am Erbgesundheitsgericht (EGG) tätig, das damals für Zwangssterilisationen zuständig war. Er unterstützte die SS als «Förderndes Mitglied» finanziell, arbeitete als Gutachter am Erbgesundheitsgericht und -obergericht und stellte sich auch nach seiner Emeritierung freiwillig verschiedenen militärischen und universitären nationalsozialistischen Einrichtungen zur Verfügung.¹ Dieses Engagement wird von den Autoren nur

1 Zimmermann, Susanne: *Die Medizinische Fakultät der Universität Jena während der Zeit des Nationalsozialismus* (Berlin 2000), 146.

beiläufig in der Einleitung erwähnt und euphemistisch mit Sätzen wie «vor allem durch seine berufliche Stellung bestimmt» begründet. Dass Bergers Tagebücher antisemitische Kommentare enthalten,² bleibt gänzlich unerwähnt.

Nichts erfährt die Leserschaft über den Profilwandel der Alma Mater Jenensis während der 1930er Jahre hin zu einer nationalsozialistischen Vorzeige-Universität, nichts über den Einfluss des politischen Umfelds auf die Forschungstätigkeit der Wissenschaftler – beispielsweise wurden Bergers Forschungsprojekte 1933 ideell und finanziell protegiert,³ während zeitgleich seine jüdischen Kollegen die Universität verlassen mussten.

Trotz Kenntnis der medizinhistorischen Studien von Zimmermann und Hoßfeld, die sich ausführlich mit der Universität Jena während des Nationalsozialismus auseinandersetzen, entschieden sich die Autoren, diese Werke, wegen deren angeblich mangelhafter «Kontextualisierung und Interpretation», einzig im Vorwort kurz anzutippen. Tobias Duncikers Dissertation,⁴ die sich ebenfalls mit dem wissenschaftlichen Gesamtwerk von Hans Berger auseinandersetzt, bleibt von den Autoren gänzlich unerwähnt.

Die von den Autoren nur einseitig beleuchtete bipolare Hintergrundfolie der Persönlichkeit Bergers greift nicht: Bergers psychoenergetische wie rassenbiologische Überzeugungen bilden die Basis seines Lebenswerks, zu dem sowohl die Entdeckung des EEGs wie auch das Begutachten am EGG gehören. Er war, wie die meisten seiner damaligen Kollegen, ein passionierter Hirnforscher und gleichzeitig ein an Patienten desinteressierter Psychiater,⁵ der Geisteskrankheit als Ausdruck kranker Hirnleistungen, die auf Vererbung und Degeneration beruhen, verstand.⁶ Verachtend äußerte er sich über andere psychologische Richtungen wie beispielsweise Sigmund Freuds Psychotherapie, die er als «Rückfall in primitive Zustände» beschrieb.⁷ Berger entwickelte in seinem Hirnlabor das wichtigste Instrument für die Epilepsiediagnostik und ließ zeitgleich Epileptiker und andere ihm anvertraute Patienten zwangssterilisieren.

Dem wiederholt zitierten und bereits widerlegten⁸ Schlusssatz von Bergers Schüler Kurt Kolle, «hätte Berger das Ende des 2. Weltkrieges noch erlebt – gewiss wäre er ein Anwärter auf den Nobelpreis geworden», ist zumindest anzufügen, «wenn er die Entnazifizierung überstanden hätte».

Die Zusammenstellung des wissenschaftlichen Gesamtwerks Bergers, die Darstellung seines philosophisch-wissenschaftlichen Werdegangs und der Abdruck einiger

2 Fields, R. Douglas: *The Other Brain* (New York 2009), 150.

3 Hoßfeld, Uwe et al. (Hrsg.): *Kämpferische Wissenschaft* (Köln 2003), 314.

4 Duncker, Tobias Heinrich: *Energie und Bewusstsein. Untersuchungen zur Psychophysiologie Hans Bergers*. Dissertation (Marburg 2004).

5 Demmler, Anke: *Wilhelm Strohmayer (1874–1936). Ein Wegbereiter der Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Dissertation an der Universität Jena, 2003, 29 und 40 (online: <http://www.db-thueringen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-2390/Demmler.pdf>).

6 Klee, Ernst: *Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945* (Frankfurt am Main 2001), 78–81.

7 Borck, Cornelius: *Hirnströme. Eine Kulturgeschichte der Elektroenzephalographie* (Göttingen 2005).

8 Gerhard, U.J./A. Schönberg/B. Blanz: «Hätte Berger das Ende des Zweiten Weltkrieges noch erlebt – gewiss wäre er ein Anwärter auf den Nobelpreis geworden» – Hans Berger und die Legende vom Nobelpreis. Ein Beitrag zum 200. Jahrestag der Gründung der Jenaer Psychiatrischen Klinik». In: *Fortschr Neurol Psychiatr* 2005; 73 (3), 156–160.

lesenswerter Dokumente mögen für sich genommen überzeugen. Das Gesamtkonzept aber kann den heutigen Ansprüchen an eine ausgewogene Werkdarstellung nicht gerecht werden, da es bisherige Forschungen zu wenig berücksichtigt, auf Historisierung verzichtet und stattdessen einen unkritischen Personenkult zelebriert.

Eve Stockhammer, Bern (CH)

Dubach, Roswitha: **Verhütungspolitik**. Sterilisationen im Spannungsfeld von Psychiatrie, Gesellschaft und individuellen Interessen in Zürich (1890–1970). Zürich, Chronos Verlag, 2013. 351 S. CHF 48.–. ISBN 978-3-0340-1134-1

Geschichtswissenschaftliche Darstellungen sind in ihrer Abfolge manchmal vergleichbar mit der Entdeckung einer Landschaft im Laufe der Zeit. Ersten Schritten folgen breitere Wege, vereinzelt Sichtachsen schließlich weitläufige Perspektiven. Für den Bereich der Forschung auf dem Feld der Eugenik und (Zwangs-)Sterilisationen folgt Roswitha Dubachs Dissertationsschrift über Sterilisationen in Zürich im Verlauf von acht Jahrzehnten einer solchen weitläufigen Perspektivität. Aufbauend auf einer insgesamt mittlerweile äußerst umfangreichen Literatur zum Thema Psychiatriegeschichte, Eugenik und (Zwangs-)Sterilisationen skizziert und analysiert sie hierbei ihre empirischen Befunde vor dem Hintergrund einer differenzierten theoretischen Betrachtung der Sterilisationen, geht unterschiedlichen Motivlagen nach und versucht, die Rollen der verschiedenen beteiligten Akteure auszuleuchten.

In Zürich gab es zunächst keine gesetzlichen Regelungen für die Durchführung von (Zwangs-)Sterilisationen, die Politik delegierte Entscheidungen und Verantwortung vielmehr an die medizinischen und vor allem psychiatrischen Experten. Die sich hieraus ergebende (psychiatrische) Deutungsmacht nimmt die Autorin in ihrer Studie ebenso in den Blick wie die Handlungsspielräume der jeweiligen Akteure. So zeigt Dubach unter anderem anhand von dokumentierten «Fallgeschichten» der Betroffenen das konsequente Festhalten der Entscheidungsträger an normativen und geschlechtsspezifischen Zuschreibungen ebenso wie die prästrukturierende Wirkungsmacht solcher Fallakten (S. 103f.). Hingegen spielte insgesamt gesehen im Alltag der Entscheidungen über die Sterilisation eine dezidiert eugenische Argumentation keine so dominante Rolle, wie es vielleicht zu vermuten gewesen wäre. Das bedeutet aber weder, dass eugenische Überlegungen nicht mitentscheidend sein konnten, noch, dass kollektive Interessen und Motivlagen insgesamt nicht von Bedeutung waren. Letztere zeigen sich vor allem in Form der «sozialen Indikation», also im Sinne der Vorstellung einer für die Solidargemeinschaft finanziell problematischen Geburtenentwicklung in fürsorgeabhängigen Milieus.

Auch wenn formal keine staatlich exekutierte Zwangssterilisationspolitik existierte, offenbart allein die einseitig verteilte Deutungs- und Entscheidungsmacht eine Entscheidungspraxis, in der die offiziell geforderte Freiwilligkeit der Maßnahmen häufig lediglich rhetorischen Charakter besaß. «Der Entscheidungsfindungsprozess erfolge [...] in einem komplexen Gefüge von Macht, Wissen, politischen, rechtlichen, soziokulturellen und situativen Rationalitäten.» (S. 120) Dies wird nicht zuletzt im Kontext der zahlreichen Gesuche um Schwangerschaftsabbrüche deutlich, in denen die positive Entscheidung über einen vonseiten der Betroffenen beantragten Schwan-

gerschaftsabbruch zum Teil von der Einwilligung zur Sterilisation abhängig gemacht wurde. Gleichwohl würde die Darstellung der Sterilisationen in Zürich im Sinne einer «Skandalisierungsgeschichte» zu kurz greifen. Es zeichnet sich vielmehr ein bereits im Titel anklingendes «Spannungsfeld» zwischen unterschiedlichen Interessenlagen ab, das gleichwohl aufgrund der ungleichen Machtverteilung zwischen den beteiligten Akteuren – bei allen Handlungsspielräumen – maßgeblich durch Zwangselemente konstituiert war.

Nicht zuletzt zeigt die mehrere Jahrzehnte umspannende Untersuchung die im Sterilisationsdiskurs des 20. Jahrhunderts generell feststellbaren Liberalisierungs- und Lernprozesse, in deren Verlauf den Interessen des Individuums ein zunehmend größeres, denen des Kollektivs ein zunehmend kleineres Gewicht beigemessen wurde – bei einem zugleich kontinuierlich feststellbaren Bemühen, die menschliche Reproduktion grundsätzlich obrigkeitstaatlich zu regeln: «Die empirische Auseinandersetzung mit der Sterilisationspraxis des Burghölzlis und der psychiatrischen Poliklinik Zürich von 1890 bis 1970 hat gezeigt, dass psychiatrisch autorisierte (Zwangs-)Sterilisationen in Zürich nicht nur als ein Mittel gegen «Entartung», als Instrument gegen die Legitimationskrise der Psychiatrie um 1900 und als sozialdisziplinierende Maßnahme dienen, sondern auch als Mittel zur Legitimierung von Abtreibungen, als Mittel zur Linderung von Notsituationen, als Mittel, um sich soziale Anerkennung zu schaffen, und als Mittel der «selbstbestimmten» Geburtenkontrolle.» (S. 324)

Aus der Perspektive der Rezensentin ergeben sich nur kleinere Kritikpunkte, so vielleicht eine im Verlauf der Darstellung noch stärker beizubehaltende Differenzierung der «sozialen Indikation», dessen Referenz einerseits im kollektiven Interesse der Solidargemeinschaft, andererseits im individuellen Wunsch des einzelnen Betroffenen verortet werden kann (S. 17). Einwände solcherart schmälern aber in keiner Weise die wissenschaftliche Bedeutung dieser profunden und kenntnisreichen Analyse einer hinsichtlich ihres Interessensgeflechts auch heute noch aktuellen Thematik.

Stefanie Westermann, Aachen (D)

Faure, Olivier; Dessertine, Dominique: **Les cliniques privées**. Deux siècles de succès. Rennes, Presses universitaires de France, 2012. 281 p. (Collection «Histoire») € 39.–. ISBN 978-2-7535-1998-5

La collaboration entre Olivier Faure, professeur d'histoire contemporaine à l'Université de Lyon, et Dominique Dessertine, ingénieure de recherche au CNRS, s'enrichit d'un ouvrage fort intéressant d'histoire politique et sociale de l'hospitalisation privée, qui comble un vide important dans le monde francophone. En effet, peu d'historiens se sont penchés jusqu'ici sur les spécificités des établissements de soins privés, en dépit de la place majeure qu'ils occupent dans le paysage hospitalier français.

Dans la première partie intitulée «Entre commerce et charité (1800–milieu XX^e siècle)», les auteurs présentent le développement de l'hospitalisation privée, en abordant les différents types d'établissements de soins qui sont progressivement mis en place, sans se limiter aux cliniques privées au sens restreint du terme: maisons de santé pour maladies mentales et neurasthéniques, maisons orthopédiques, cliniques chirurgicales et obstétricales, infirmeries et hôpitaux confessionnels. Si la

spécialisation et la technicisation de l'offre de soins sont déjà entamées pendant la Belle Epoque, c'est seulement dans l'Entre-deux-guerres qu'un tissu dense d'établissements privés s'enracine dans l'ensemble du territoire français. Ceci est le résultat de trois facteurs: l'ouverture des cliniques privées aux classes moyennes, la précoce création d'une fédération intersyndicale (organisation défendant les intérêts de la branche) et un cadre législatif favorable.

La deuxième partie intitulée «Entre liberté et surveillance (1945–milieu des années 1960)» cherche à expliquer le succès de l'hospitalisation privée qui passe d'environ 100 000 à 250 000 lits durant la longue décennie 1949–1963: «Les efforts sont tels qu'ils ne peuvent, en cette période de reconstruction, être mis à la seule charge des budgets publics, ce qui laisse une large place à l'initiative privée» (p. 154). Dans un contexte général de libéralisme médical, un lobbying politique efficace aux échelles régionale et nationale assure le développement de l'ensemble du secteur. Parallèlement, les cliniques privées bénéficient également de la signature de conventions avec les caisses mutualistes et de Sécurité sociale qui représentent une clientèle potentielle considérable. Cela incite les établissements à faire des efforts en vue de l'amélioration de leur équipement. Les principaux arguments utilisés dans l'attrait de la clientèle payante sont le caractère familial et le confort de type hôtelier qu'offrent les cliniques et hôpitaux privés face aux hôpitaux publics accusés, à tort ou à raison, d'être «inhumains».

Dans la troisième partie intitulée «Entre politique hospitalière et stratégies d'entreprises (1958–1975)», les auteurs dégagent la complexité des débats politiques qui aboutissent sur une «loi de compromis» (Loi Boulin, 1970) entre les partisans des cliniques privées et ceux qui défendent les hôpitaux publics au nom de l'intérêt général: «En matière d'hospitalisation comme dans d'autres, les sphères du pouvoir gaulliste étaient partagées entre deux options qui n'étaient en aucun cas des camps bien délimités» (p. 225). Dès lors, un nouveau contexte politique et économique commence à se dessiner. La division de la puissante fédération intersyndicale diminue le pouvoir de négociation des tarifs d'hospitalisation privée. En même temps, une concurrence accrue et un processus de concentration débouchent sur l'émergence de grands établissements de soins privés. Ces entreprises capitalistes sont organisées sous la forme de sociétés anonymes à gestion managériale, afin d'assurer la mobilisation des capitaux et la rentabilité de l'équipement médical.

La conclusion résume les grandes lignes de la *success story* de l'hospitalisation privée, tout en ouvrant sur les permanences et mutations de ce phénomène aujourd'hui. Les cliniques privées sont-elles des hôpitaux comme les autres? Sans avoir la prétention d'apporter un avis critique sur les questionnements d'actualité, les auteurs se bornent à relever l'importance des enjeux du nouveau système de financement des établissements hospitaliers qui s'impose aux cliniques privées, ce qui marque un certain rapprochement entre hôpitaux privés et publics.

Si une critique doit être portée à cette étude rigoureuse et pionnière, c'est d'avoir privilégié l'effort de synthèse au détriment d'informations biographiques plus détaillées sur les grandes figures de l'hospitalisation privée. De plus, si les bilans chiffrés ponctuels donnent une vue d'ensemble, le lecteur peut regretter l'absence de tableaux statistiques et graphiques permettant une analyse quantitative sur la longue durée. Enfin, l'abondante littérature contemporaine sur les cliniques privées émanant d'historiens de langue allemande (Gunnar Stollberg, Christina Vanja, Alfons Labisch,

Reinhard Spree, etc.) n'est pas du tout prise en compte. Cela dit, le travail original de Faure et Dessertine contribue à la remise en question de plusieurs idées reçues et ouvre de nouvelles pistes de recherche, ce qui en fait un ouvrage incontournable dans le débat historiographique.

Piergiuseppe Esposito, Lausanne (CH)

Goodey, C. F.: **A History of Intelligence and "Intellectual Disability"**. The Shaping of Psychology in Early Modern Europe. Farnham, Ashgate, 2011. 392 p. Hardback \$ 69.95, ISBN 978-1-4094-2021-7

«Le génie s'exprime toujours là où la société a placé l'excellence», écrivions-nous, en 1993, dans une étude consacrée aux enfants surdoués.⁹ Ce propos n'était qu'une simple conjecture car notre enquête était limitée à l'époque contemporaine. Cette hypothèse, l'ouvrage de C. F. Goodey vient de la confirmer sur la longue durée et de façon magistrale. L'auteur soutient que l'intelligence et son contraire, la déficience intellectuelle, ne constituent pas des catégories naturelles, mais relèvent d'un processus historique contingent qui porte sur la construction des représentations de soi et celle des représentations sociales que les autres se font de nous.

Le poids de l'Antiquité grecque est si lourd dans la constitution de la culture européenne qu'un passage par la philosophie de Platon et d'Aristote a été jugé indispensable par l'auteur et sans doute avec raison. Pour Platon, la formation intellectuelle doit se faire à la mesure du rôle que l'on exerce dans la conduite de la cité. Ainsi, la formation intellectuelle la plus élevée doit-elle être donnée à celui qui exerce la magistrature suprême. Mais le dirigeant doit-il être instruit ou vertueux? Mais la vertu s'enseigne-t-elle? Chez Platon, le dirigeant idéal doit revêtir les habits du philosophe, faire confiance à la dialectique qui conduit à la vérité. Mais celle-ci reste une cible idéale car nous sommes empêtrés dans les désirs du corps qui obscurcissent notre raison. Chez Aristote, on trouve une discussion sur le statut de l'esclave, perçu comme force de travail, à l'égal d'un bœuf, mais dont la qualité d'être humain le rend également doué de raison. Qu'en est-il alors de l'intellect d'un esclave? Cette question se pose encore au Moyen Age à propos de l'intelligence d'un serf par rapport à celle d'un homme libre. Sans doute, tous disposent d'une âme, mais tous n'en possèdent pas également les parties. Chez les esclaves, la partie végétative et sensitive est bien présente mais c'est la partie intellectuelle qui fait défaut. On peut alors poser plus largement la question des rapports entre compétences intellectuelles et les déficits en la matière et les structures socio-économiques d'une société donnée.

Enjambant le Moyen Age, l'auteur aborde la période du seizième et début du dix-septième siècle, qui constitue la pièce maîtresse de sa démonstration. A l'époque moderne, honneur, grâce et intelligence se définissent dans un rapport d'interaction tout à fait remarquable avec les conditions socio-économiques. L'intelligence et l'inaptitude (handicap intellectuel) en regard des conceptions socio-économiques et administratives mettent l'accent sur l'importance croissante de la vitesse de la pensée. C'est la vivacité d'esprit qui fait l'homme intelligent.

9 Mengal, Paul: «Le désenchantement du génie: la psychologie des surdoués», dans: Sacquin, Michèle/Emmanuel Le Roy Ladurie (éds): *Le printemps des génies. Les enfants prodiges*, Paris, Bibliothèque Nationale & Robert Lafont, 1993, 263–275.

Les honneurs sont d'abord des propriétés terriennes avant de devenir des magistratures publiques ou ecclésiastiques et les revenus qui y sont attachés. Ces honneurs sont la plupart du temps transmis héréditairement, ce qui confère pouvoir et vertu à ceux qui les exercent. Il se constitue alors des lignages où les fonctions et les qualités nécessaires pour les exercer semblent se transmettre de père en fils. L'hérédité des qualités intellectuelles semble aller de pair avec la transmission des pouvoirs. Le sang est vu comme le véhicule des qualités physiques, intellectuelles et morales, et il est bien connu que bon sang ne peut mentir. Les nobles lignages sont persuadés de transmettre ainsi cet ensemble de valeurs mais la bourgeoisie, qui n'est pas du même sang, va plutôt privilégier l'éducation. Et puis demeure la question des ratés de la nature: aussi noble que soit le lignage, il y a ces cas d'enfants atardés mentaux ou handicapés physiques, mais peut-être ne sont-ils que des châtiments dont Dieu punit des parents orgueilleux? Au plus fort des guerres de religion et des controverses théologiques qui divisent les sociétés, la question de la grâce divine est l'objet d'un débat enflammé. Ceux qui croient à la prédestination sont persuadés que Dieu a ainsi désigné ceux qui devaient gouverner le monde. D'autres leur répondent qu'il n'est rien là qu'affaire de circonstances. La grâce ne résulte que d'un décret divin ou se mérite-t-elle par les œuvres?

Il existe depuis longtemps un curieux système d'échange entre le discours politique et le discours médical qui inclut à l'époque les croyances en matière de transmission de la vie. Tout ce qui se passe naturellement se passe bien, affirmait Thomas d'Aquin, puisque la nature fait ce qui est le meilleur. Ceux qui exercent le pouvoir ont été choisis parmi les meilleurs et ils transmettent ainsi leurs qualités. Le modèle dualiste qui se met en place à l'époque est également contemporain de l'apparition de la psychologie qui se constitue comme science de l'âme. L'âme médiévale était chrétienne et le bon chrétien était préoccupé avant toute chose par le salut de son âme. Mais à l'époque moderne, on a besoin d'une science de l'âme pour gouverner celle-ci comme l'Etat gouverne les corps. C'est à la constitution de ce discours que sera consacrée la dernière partie de l'ouvrage et à son usage pour la formation de l'esprit.

Un livre précieux qui ouvre un vaste domaine de recherche quant aux rapports entre le champ social et ce que nous appelons l'intelligence et ses déficiences.

Paul Mengal, Paris (F)

Haller, Lea: **Cortison**. Geschichte eines Hormons, 1900–1955. Zürich, Chronos Verlag, 2012. 280 S. Abb. (Interferenzen – Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Band 18). CHF 38.–. ISBN 978-3-0340-1115-0

Cortisone or 17-hydroxy-11-dehydrocorticosterone is one among a series of chemically closely related steroid compounds that can be found in the cortex of the adrenal glands of humans and animals. In the 1940s, once isolated and produced in sufficient quantities to be clinically tested, the hormone turned into a miracle drug praised for its powerful anti-inflammatory effects. This was one of the products of modern science that changed medicine in the second half of the twentieth century. Three men received a Nobel Prize for the "discovery" of cortisone in 1950: two Americans, the chemist Edward Kendall and the clinician Philip Hench, both based at the Mayo Clinic in

Minnesota, and the Polish-born, Swiss-based chemist Tadeusz Reichstein. It should be fairly easy to tell the history of cortisone, the reader might think: a story of science applied to industry in order to improve the fate of humankind. In fact, it is not. In this fine book, which is the revised version of a doctoral dissertation submitted to the ETH Zürich in 2011, Lea Haller shows that the story was far from straight forward. As is the case for other molecules that have acquired medical relevance, the term *discovery* does not describe well what happened. Cortisone was, as Haller argues, “a medicine that nobody planned, desired or invented” (p. 13). Cortisone has not always existed, waiting to be discovered; it emerged from the “constellations of knowledge” (*Wissenskonstellationen*) that Haller identifies and describes in this book.

The book has four substantial chapters, each dealing with one such constellation. The first chapter introduces the new science of endocrinology around 1900, and the proposal that the body was regulated by a complex balance of elusive substances, produced and secreted by glands and circulating in the blood stream, rather than centrally controlled by nerves and brain. While hormones came to exist as a concept, dreamed up by the British physiologist Ernest Starling, the reality were usually fairly crude organ extracts. Cortisone did not even exist as an idea. The first hormone that was purified by chemists and produced in commercial quantities, however, was a product of the adrenal gland: adrenalin or epinephrine. But adrenalin failed to show any effect on Addison’s disease, the inevitably fatal failure of this gland, suggesting that there was more than one adrenal hormone. The second chapter starts with the recognition that the cortex of the adrenal gland was in fact a separate organ. Haller takes us to Basle, to the laboratories of Ciba, the birthplace of the first commercially viable, synthetic substance “simulating” (p. 120) the effects of the hormones of the adrenal cortex: Desoxy-corticosteron, or Doca, marketed by Ciba in 1938 as Percorten. The chapter discusses Reichstein’s work, his complex collaborations and patent negotiations with Ciba and the Dutch company Organon, who were pioneers in the production of sex hormones from bovine organs purchased from abattoirs, and the promises and limits, practical and legal, of biological chemistry as a commercial science.

Doca was commercially available when the Second World War broke out, and in the third chapter Haller shows how physiological research by Walter Cannon and Hans Selye turned the substance into a drug with potential to help fighter pilots (and others) adapt to the stress of war. The war also disrupted established supply networks, and in the final chapter Haller discusses how Reichstein and others began to explore alternative sources of steroid compounds for new synthetic pathways, looking to plants rather than animals. This involved expeditions to various African countries in the immediate post-war years and the establishment of a new company, Syntex, with its own yams collection networks in Mexico. In a world where chronic illness was becoming increasingly visible, cortisone finally turned into a miracle drug when Hench at the Mayo Clinic trialed a substance supplied by Kendall and then known as *Compound E* for the treatment of arthritis patients. Patients were pain-free and mobile within days, but they were not cured and the effect only lasted for as long as they were receiving the compound. Worse still, it turned out that patients treated with Cortisone over longer periods of time were plagued by nasty side effects. Far from a miracle, Cortisone, produced and marketed by Merck, became emblematic of the difficult risk–benefit assessments physicians were faced with in the age of biomedicine.

While Ciba had been pioneering the development of corticosteroids, Percorten was not Cortisone, and it is interesting to read how Ciba responded to the American challenge by combining its Percorten with Vitamin C and marketing it for the same indications as the new drug.

This is a convincing book, illustrating the challenges of writing the history of a medical “discovery”. Cortisone would not exist without the post-war context, in which a synthetic corticosteroid was trialled for the treatment of arthritis, and prescribed in high doses that were far from physiological. But while Cortisone did not exist in 1900, it would be impossible to write its history without locating its origins in Starling’s speculations about the function of the hormonal body, the interest in stress research during the Second World War, or the investments of companies such as Ciba or Organon in the commercial exploitation of biological chemistry. One minor point of criticism: an index would have been useful.

Carsten Timmermann, Manchester (GB)

Hoffmann, Annika: **Drogenkonsum und -kontrolle.** Zur Etablierung eines sozialen Problems im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden, Springer Verlag für Sozialwissenschaften, 2012, 330 S. (Perspektiven kritischer sozialer Arbeit 13). € 39.95. ISBN 978-3-531-17994-0

2011 kam die Global Commission on Drug Policy zum Schluss, dass die restriktive Drogenpolitik gescheitert sei. Sie forderte, «der Kriminalisierung, Ausgrenzung und Stigmatisierung von Menschen, die Drogen konsumieren, aber anderen keinen Schaden zufügen, ein Ende» zu setzen (www.globalcommissionondrugs.org/wp-content/themes/gcdp_v1/pdf/Global_Commission_Report_German.pdf).

Die Dissertation von Annika Hoffmann geht mit ihrem Blick in die Vergangenheit noch einen Schritt weiter. Die Historikerin, die sich bereits in ihrer Magisterarbeit mit der Drogenproblematik auseinandergesetzt hat, wendet sich im Kern der Frage zu, wie der Genuss von Betäubungsmitteln zu einem bedrohlichen gesellschaftlichen Problem hochstilisiert werden konnte. Den Wendepunkt hin zu dieser Sichtweise ortet sie in den 1920er Jahren. Grundlage bietet ihr ein beachtlich breit gefächertes und sorgfältiges Quellenstudium, das nicht nur Fachliteratur, Zeitungsberichte und weitere Publikationen, sondern auch stenografierte Verhandlungsprotokolle aus dem Reichstag einbezieht. Hoffmann teilt die Wahrnehmung von Drogen in der Weimarer Republik in drei Phasen ein. Von 1919 bis 1923 stellt sie ein wachsendes Interesse an Fragen des Opium- und Kokainkonsums fest, das im Zusammenhang mit internationalen Berichten steht und das keine einheitlichen meinungsbildenden Akteure vorweisen kann. Eine eigentliche Pathologisierung des Drogenkonsums und Skandalisierung als Bedrohung der «Volksgesundheit» erfolgte in den Jahren 1923 bis 1929, wobei Ärzten eine meinungsbildende Position zukam. In den Folgejahren bis zur nationalsozialistischen Zeit konnte sich diese Sichtweise gegen anderslautende Stimmen weiter durchsetzen und einer restriktiven Gesetzgebung zuarbeiten, die in ihren Grundzügen bis heute anhält.

Die Stigmatisierung des Drogenkonsums, so kann Hoffmann überzeugend darstellen, ist nicht die logische Konsequenz einer massiven Zunahme von Süchtigen. Viel-

mehr kristallisiert sich der Konstruktcharakter des Drogenproblems heraus, dessen Autoren sich einer medizinisch-moralischen Argumentation bedienen. Hoffmanns erfrischende Analyse fügt sich in eine Reihe anderer sozialkritischer Arbeiten insbesondere zur Drogenproblematik in Deutschland ein und greift zudem auf das soziologische Kokonmodell von Michael Schetsche zurück. Mit diesem Kokonmodell soll das Verweben einzelner Diskursstränge in ein immer undurchsichtigeres Gespinnst der Wahrnehmung verdeutlicht werden. Auf die Drogenkriminalisierung übertragen kann Hoffmann damit verständlich machen, wie sich medizinische, juristische und rassenhygienische Sichtweisen zu einer Wahrnehmung des Drogenkonsums als handlungsrelevanten Problems verspinnen, das letztlich nicht mehr hinterfragt wird und auf unterschiedlichsten Ebenen seine Wirkung entfaltet.

Die Arbeit darf als wichtiger – und mit über 300 Seiten auch gewichtiger – Beitrag zur Geschichte der Drogenkriminalisierung, und darüber hinaus zur gesellschaftlichen Problematisierung von Alltagsverhalten gelesen werden. Andere Fragen bleiben weitgehend unangetastet und lassen auf zukünftige Forschungen hoffen. Eine stärkere Bezugnahme auf die englischsprachige Forschung, die sich seit Thomas Szasz 1974 kritisch mit der Kriminalisierung auseinandersetzt, könnte möglicherweise zusätzliche Aspekte einbringen. Die Ausweitung der Perspektive auf parallele gesundheitsrelevante Bedrohungsszenarien, die in derselben Epoche ebenfalls mit Degenerationsängsten vermengt wurden, könnte interessante Logiken zutage fördern, die über die Drogenthematik hinausreichen. Hoffmanns Werk gibt auch Anlass zur Frage, inwiefern die Alkoholismusdebatte des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine Vorläuferbewegung des Betäubungsmitteldiskurses mit analogen Mechanismen darstellte. Eine auffallende Forschungslücke tut sich in der Autorenschaft der Ärzte auf, die sich gegen die Drogensucht engagierten. Es war sicherlich kein Zufall, dass vor allem linkspolitisch orientierte jüdische Ärzte der Weimarer Republik in den Kokain- und Morphinsüchtigen bedauernswerte Individuen sahen. Ein Vergleich dieser Aktivität mit anderen medizinischen Betätigungsfeldern jüdischer Ärzte wie der Sexualmedizin könnte das Bild einer generellen ärztlichen Stigmatisierung der Drogenkonsumenten möglicherweise erheblich verfeinern.

Diese offenen Fragen unterstreichen den gedanklichen Input, der von diesem Buch ausgeht. Es regt zum Nachdenken an, Nachdenken über die Abwertung von hedonistischem Konsumverhalten, über die oft praktizierte Verknüpfung medizinischer mit moralischer Argumentation, und methodisch über die oft vernachlässigte Quellenkritik bei einer unreflektierten Übernahme historischer Beschreibungen. Last but not least lässt auch der gut lesbare Schreibstil darauf hoffen, dass Annika Hoffmanns Werk eine breite Leserschaft findet.

Iris Ritzmann, Zürich (CH)

Kury, Patrick: **Der überforderte Mensch**. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout. Frankfurt, Campus Verlag, 2012. 342 S. (Campus Historische Studien 66). € 34.90. ISBN 978-3-593-39739-9

This book began life as a *Habilitationsschrift*, or postdoctoral thesis, at the University of Bern, and it has all the thoroughness of academic research, while at the same time being highly readable and absorbing. Kury, now a private-docent for contemporary history at the University of Bern, has produced a work that will count as the fundamental building block of all future scholarship in the history and sociology of stress. This is not to say, however, that the book is without problems.

The book's overall argument is familiar, that stress has changed from a biological concept to a "psychosocial" one. Indeed, from the 1970s on, stress has been taken up as a banner by the mass media – with which to envelop avid readers in pop psychology about the true roots of their unhappiness: "You're stressed out!" or "burned out", as the Scandinavians and the Germans say. According to Kury, "Das Reden über Stress ist seither nicht mehr nur medizinischen [...] Experten vorbehalten. Stress ist zum kulturellen Code geworden, mit dem grundsätzlich alle als belastend empfundenen Situationen in Arbeit und Alltag charakterisiert werden." (p. 13) This strikes me as exactly right, and Kury illustrates the point with an abundance of citations from the endless popular literature. The take-home point here is that stress, pace Hans Selye, is a cultural, not a biological concept.

The core of the book is really the sections (from chapter 6 on) on the reception of stress in German-speaking Europe after World War II, in the form of "Managerkrankheit", and in efforts to overcome the agonizing dislocations that West Germany in particular suffered after 1945. This is innovative scholarship of a high order, and readers will find it enlightening.

Kury is fully aware that all people in all times and places have not possessed total psychological equilibrium, but he does not analyse well the nature of disequilibrium in the premodern world or in cultures that do not recognize "stress". It would not be fair to say that people who lived in European towns and villages before 1800 experienced stress. What they experienced was resignation in the face of calamity ("memento mori") and fear in the face of death and impoverishment. It's not clear that these events were "stressful". In a traditional society, the range of events that one might experience in life was limited, the responses all standardized on the basis of cultural codes, even though the events themselves were often highly unpleasant.

So Kury has a tendency to confuse culture and biology. Were people in the past "stressed"? Consider Ulrich Bräker's response to the death of his father in 1762 in the Toggenburg area of Switzerland: One evening the father fails to return from his labors (but, ominously, the dog does). Bräker says, "Mir ging ein Stich durch Mark und Bein. Ich rannte in aller Eil dem Gehölze zu." He discovered the father's lifeless body, and notified the family. "Unser Geheul ertönte durch den Wald." (Bülow, Eduard [ed.]: *Der arme Mann im Tockenburg*. Leipzig, Wigand, 1852, 182)

The relatives were grief-stricken, but did they have the same kind of heartburn as readers of the *Bild-Zeitung*, who are told today that they have "stress"? No, Bräker lived in a culture that did not recognize stress. Today, an untoward event, such as the father's sudden death, would produce plenty of stress. But that is because we lack rituals. Stress arises in a society of uncertainty, where all is possible, yet failure is

devastating. It is a Düsseldorf-style event, not a Toggenburg event. What bothered me on many pages of Kury's book was the feeling that stress, a cultural concept, was being conflated with biologically driven illness.

In chapter 5, Kury considers the diagnosis "neurasthenia" to be an early predecessor of stress. Yet for most physicians, "neurasthenia" was a convenient term for mixed anxiety-depression of a non-melancholic nature. Mixed anxiety-depression, like mumps, is a disease. It is not a cultural concept, however much the culture may mold the expression of illness.

In chapter 7, Kury sees the cultural concept of stress seeping into much of psychiatry, for example, into the diagnosis "vegetative dystonia", a term that never really crossed the English Channel or the Atlantic. Yet "vegetative dystonia" corresponded to what the Americans and British were calling "reactive depression", a term for mild depression; it was a diagnosis that did not really entail "reactions", in contrast to the more serious "endogenous depression", but meant mild event. Yet "vegetative dystonia" is basically a medical not a cultural concept – though used preferentially in Europe rather than in the Anglo-Saxon world; the diagnosis owes little to the presence or absence of stress. There are historians of psychiatry who, in this manner, seek to relativize many diagnoses, seeing in them the hand of culture rather than of nature. Kury runs this risk. In its extreme form, this school reduces all mental symptoms somehow to expressions of "labeling", or "cultural moulding", or – as once was in vogue – to the "bourgeoisie".

Kury traces the medical discussion of stress quite well, and the post-1945 sections ring true. Yet, as a footnote, this reviewer must protest Kury's overvaluation of the role of Montreal physiologist Hans Selye, who was largely a publicist and self-promoter, and Kury's underplaying of the fundamental contribution of Harvard physiologist Walter Cannon, who preferred the language of "fight vs flight" to "stress", although he did use the latter term. (Of Selye's "general adaptation syndrome", nothing remains in endocrinology.)

"Hysteria" is not even listed in the index. Yet what has really happened is that "stress" has come to occupy the cultural niche that such concepts as "hysteria" once filled. It is almost certain that in the future something that Kury does not anticipate will occur: That "stress" will go the way of "hysteria" and some new codeword that lets us medicalize our distress will take its place.

Edward Shorter, Toronto (CDN)

Langlitz, Nicolas: **Neuropsychedelia**. The Revival of Hallucinogen Research since the Decade of the Brain. Berkeley, Los Angeles; London, University of California Press, 2013. IX, 316 p. Ill. \$ 29.95. ISBN 978-0-520-95490-8

Anthropologist Nicolas Langlitz's *Neuropsychedelia* is an ethnographic and philosophical investigation into the revival of psychedelic research during the 1990s. The "Decade of the Brain", he argues, created novel, if somewhat transitory, forms of "mystic materialism". This mystic materialism, considered as a whole, demonstrates a perennial predisposition to religious thought that, he contends, "can no longer be dismissed as a remnant of primitive culture, but must be acknowledged as part of

human nature” (p. 254). Langlitz illuminates time and again that nature, whether human or animal, will not be so easily solved by the microscope or MRI. Nevertheless, he affirms that neuropsychedelic research, by probing into states of consciousness, may provide a worldview of “bare life” that escapes from the dichotomous split between science and spirituality.

Part historical survey and part contemporary anthropological study, Langlitz’s work consists of six chapters and a conclusion, each thematically organized. The first chapter discusses the rise and decline of psychedelic research during the 1960s amidst tighter drug regulations and a subsequent association of psychedelic drugs with the counterculture movement. It also traces how a new generation of scientists in the 1990s utilized scientific disenchantment and the spiritualization surrounding psychedelic drugs to bring these substances back into mainstream modern neuroscience. Langlitz combines oral interviews and secondary source material to show how psychedelic researchers capitalized on the ability of psychedelics to evoke seemingly mystical states of mind to demonstrate its value in research aimed at understanding cognition and states of consciousness. Chapter two uses a similar source base to describe the historical contingencies that allowed such a revival to take place at all: namely a combination of comparatively liberal Swiss regulatory drug legislation, a lack of ideological fissures among Swiss legislators themselves, and American philanthropy financed by the dot-com bubble. This is a particularly strong chapter because it helps to reinforce Langlitz’s contention that *space* and *place* – whether the internal milieu of the laboratory or the external milieu of culture and society – matter greatly when trying to create an “objective” research site.

In chapter three Langlitz shifts to a microlevel focus, relating his experiences as both ethnographer and participant in psychedelic experiments at Franz Vollenweider’s laboratory in Zurich. Here he shows that the “wild and overly complex” neurochemistry of psychedelic drugs reveals the limits of an “objective” neuroscience that attempts to neatly cleave the “cultural” and the “natural”. Sitting somewhere at the intersection between the two poles, psychedelic neurochemistry confounds both cultural and scientific attempts to evoke its essence, but in doing so, also lays bare some of the inherent problems of scientific research that makes assumption about controlling settings. Such findings, Langlitz argues, have clear ramifications for any future transnational and universalizing scientific discourses, particularly within the neurosciences, since they suggest that true objectivity may not be possible (nor desirable). The fourth chapter moves from experimental mysticism to experimental psychosis research, demonstrating how the hallucinogenic induced model of psychosis, while unable to truly mimic schizophrenia, nonetheless creates “an experience that serves as the model of another experience” (p. 162) – pointing the way forward for future articulations of the neurobiology of schizophrenia and, relatedly or consequently, better antipsychotic drugs.

Chapter five takes the reader from central Europe to Mark Geyer’s animal laboratory in California, where experimental psychosis research in rats and mice exposes the problem of how to control the “set and setting” of research when dealing with nonhuman subjects. As Langlitz demonstrates through anecdotal evidence of laboratory assistants engaging in activities such as petting mice to make them feel more “comfortable” prior to an experiment, researchers encountered difficult ethical and epistemological questions when attempting to use human understandings to foster a

truly “controlled” research site. Nevertheless, molecular research and an increased understanding of animal and human DNA points to “something significant [...] happening in the borderland of humanity, animality, and the divine” (p. 202). The utilization of animals as stand-ins for human beings illuminates what he calls two “anthropological machines” (a term borrowed from philosopher Giorgio Agamben), one aiming to assimilate the notion of the human to animal life, while the other attempts to acculturate animals to human life by making them model organisms that serve as substitutes for human beings. This “transvaluing” of “bare life”, Langlitz states, carries profound implications for both scientific research and future understandings of “natural” and “divine” – not the least of which calls into question the special place of humanity and acknowledges an ephemeral but extant consciousness of all life.

Langlitz’s book is erudite and provocative. He deftly combines thorough ethnographic fieldwork with a plethora of secondary and archival material to highlight both the scientific and philosophic questions raised by contemporary neuropsychedellic research. He convincingly shows that psychedelic researchers have not only moved beyond (Aldous) “Huxleyan frameworks”, but have also created various forms of mystic materialism that, by illuminating the wonder of “life itself”, may provide philosophical tools to “remediate some of the spiritual ills of late modern life” (p. 265). Langlitz’s work demonstrates that the age-old incommensurability between science and spirituality may be solved by a “new form of perennialism that reconciles biology and spirituality”, though he admits that this is a new and ongoing process. His narrative is a tour of the macro and micro, leading the reader through both existential questions and his own interesting, thought-provoking, and sometimes comical experiences within the laboratories in Zurich and San Diego.

If one minor criticism could be leveled against *Neuropsychedelia*, it is that the book is written in an extremely esoteric manner. At times, Langlitz’s prose is heavily laden with neologisms, and while he usually introduces terms, there are many occasions when assumed knowledge is a must to follow his train of thought. Nonetheless, this does not significantly detract from what is a deeply reflective meditation on the perennial struggle of humanity to preserve a mystical view of life during a time of materialist scientific discourses. Exactly what form(s) this mystic materialism will take remains to be seen. Thus, when Langlitz states that the story is “far from over” (p. 266), one can only hope he will continue to follow and assess developments in his future work.

Adam Montgomery, Saskatoon (CDN)

Lieb, Kathrin: **Split-Brain-Forschung und ihre Folgen**. Medizin – Geschichte – Populärwissenschaft. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2012. 191 S. (Geschichte und Philosophie der Medizin, Bd. 11). € 40.–. ISBN 978-3-515-09937-0

Sous le titre *Split-Brain-Forschung und ihre Folgen. Medizin – Geschichte – Populärwissenschaft*, Kathrin Lieb présente une monographie qui ne se contente pas de fournir l’histoire des commissurotomies. Ces dernières figuraient dans le titre de sa thèse doctorale *Die zerebralen Kommissurotomien*, défendue en 2008 à la Medizinische Hochschule d’Hanovre, version augmentée pour la publication chez l’éditeur Franz

Steiner à Stuttgart. Ayant remplacé la notion de la «commissurotomie cérébrale» par celle de la «recherche autour du split brain» l'auteure pose un cadre de référence anglo-américain plus large. Elle souligne «les suites» de la recherche autour du «split brain», et elle traite autant des conséquences liées aux opérations type «split brain» que de l'histoire de leur réception dans la culture populaire. Dans les trois chapitres principaux, Lieb expose l'itération du débat autour de la latéralité cérébrale.

Dans le chapitre intitulé «Contextes historique et philosophique», le lecteur découvre une courte histoire de la dichotomie occidentale entre corps et âme de l'Antiquité à Descartes. De plus, Lieb donne également un aperçu de la littérature sur l'histoire de la latéralité et de la psychochirurgie. C'est là une problématique qu'elle développe abondamment et qu'elle reprend à la fin du livre après avoir détaillé l'expérimentation animale menée par Roger W. Sperry (1913–1994) ainsi que les recherches qui s'inspiraient des travaux de ce dernier. L'histoire de la «Commissurotomie en tant que thérapie anti-épileptique» est au centre du chapitre suivant, le plus systématique de l'ouvrage.

Lieb prend comme point de départ les travaux de Roger W. Sperry.¹⁰ C'est grâce aux abrégés de diverses biographies que Lieb met en avant les objectifs développés par Sperry. Les mystères de la cognition humaine appréhendés à travers des questions telles que «Where does behavior come from? What is the purpose of consciousness?» l'ont intéressé tout au long de sa carrière. Dans l'article *Action Current Study in Movement Coordination*, paru en 1939 dans le *Journal of General Psychology*, Sperry jugeait la méthode kymographique pertinente pour explorer le comportement de l'être humain et les différents modes de sa cognition. Dans les années 1960 et 1970, ce sont les résultats de toute une batterie de tests cognitifs appliqués aux épileptiques qui étaient au centre de l'intérêt des médecins prescripteurs de commissurotomies.

Dans le chapitre central du livre intitulé ««Split brain». Recherche – enseignement – réception», on cherche en vain l'analyse critique du fonctionnement interne des cultures des laboratoires, que ce soit celle de l'expérimentation animale de Sperry ou celle des commissurotomies paradigmatiques réalisées au White Memorial Hospital à Los Angeles et au Dartmouth-Hitchcock Medical Center. Les lecteurs se trouvent en effet privés de toute référence tant à l'histoire sociale des sciences qu'aux travaux donnant un aperçu de l'histoire culturelle des gauchers comme l'*Histoire des gauchers* (3^e édition en 2008) et le *Nouveau dictionnaire des gauchers* (2001) de Pierre-Michel Bertrand. La barrière linguistique est-elle seule responsable de cette lacune? Sans doute non. Compte tenu des orientations prises par Lieb, les recherches de Julian Jaynes autour de la psyché bicamérale n'ont à son avis de signification que lorsqu'elles sont replacées dans un contexte très général dans lequel se manifestent certaines convictions spirituelles et ésotériques; une analyse qui minimise les différences régionales du «mouvement New-Age». Enfin, vu le changement initial de titre entre la thèse et l'ouvrage publié, une différenciation plus marquée des sources venant des Etats-Unis de l'analyse de la réception des médias allemands aurait été bienvenue.

L'analyse de Lieb des appropriations à la fois scientifiques et populaires de la recherche sur la latéralité met en lumière des sources et un matériel qui intéressent aussi les études sur les «neurocultures». Lieb mène une revue de presse du quotidien

10 Signalons que la plupart des articles de Roger W. Sperry ont été mis à disposition de l'internaute par Antonio E. Puente: <http://rogersperry.org>.

allemand *Frankfurter Allgemeine Zeitung* et de l'hebdomadaire allemand *Der Spiegel* pour les années 1970 et 1980, ce faisant elle montre la nécessité d'explorer l'engouement médiatique de tout sujet neuroscientifique avant la «décade du cerveau». Si l'ouvrage de Lieb s'appuie sur la dichotomie entre une culture scientifique savante et populaire, il montre aussi à travers son analyse de presse que les journalistes allemands chargés de couvrir les nouveautés en sciences n'ont pas repris à leur compte la vision émancipatrice qu'en ont les journalistes du domaine de la culture.

Matthias Sohr, Lausanne (CH)

Pseudo-Democrito: **Scritti alchemici**. Con il commentario di Sinesio. Edizione critica del testo greco, traduzione e commento di Matteo Martelli, prefazione di Tiziano Dorandi. Paris; Milano, S.E.H.A.; Archè, 2011. XVI+524 p. (Textes et Travaux de Chrysopoeia, 12). € 45.-. ISBN 978-88-7252-319-3

Les écrits alchimiques contenus dans ce volume ont été édités pour la première fois par Marcelin Berthelot et Charles-Emile Ruelle dans la *Collection des anciens alchimistes grecs* (CAAG) à Paris entre 1887 et 1888. Cet ouvrage pionnier et colossal a vieilli. C'est pourquoi, depuis la publication des papyrus de Leyde et de Stockholm par Robert Halleux en 1981 dans la *Collection des Universités de France*, les spécialistes et les amateurs d'histoire de l'alchimie attendent l'édition critique des écrits du pseudo-Démocrite, un auteur aussi obscur que fondamental de la tradition alchimique grecque. Cela a été fait de manière remarquable par Matteo Martelli dans un volume qui, en termes d'érudition, d'acribie et d'ampleur des commentaires, se place indiscutablement au moins au même niveau que les Budé.

L'ouvrage comporte trois parties. La première (p. 3–179) est divisée en trois chapitres présentant les traités réédités. L'auteur aborde nombre de questions liées à la tradition manuscrite byzantine et syriaque. L'identification des auteurs présumés, la datation des traités et la clarification des principaux points doctrinaires occupent une place importante. En s'appuyant sur la chronologie ainsi que sur l'analyse de plusieurs passages, Martelli rejette, par exemple, l'assimilation du pseudo-Démocrite et de l'Égyptien Bolos de Mendès ou encore celle de Synésios, l'auteur du commentaire alchimique, et de son plus célèbre homonyme, le philosophe néoplatonicien de la fin du IV^e siècle, évêque de Cyrène.

Dans la deuxième partie (p. 180–255), Martelli propose une nouvelle édition critique, avec traduction italienne *a fronte*, de trois courts traités du pseudo-Démocrite: le célèbre *Physika kai mystika* («De la fabrication de l'or et de la pourpre: questions naturelles et secrètes»), un traité sur la fabrication de l'argent et un recueil de trois recettes issues de la *Chimie de Moïse*, que la tradition indirecte désigne par le terme de *Catalogues* et que Martelli attribue à l'auteur de *Physika kai mystika*. Ces trois livres de recettes sont suivis par une *Scolie au livre de Démocrite* en forme épistolaire que Synésios adresse à Discourus, un prêtre du *Sérapéum* d'Alexandrie.

La partie la plus importante de l'ouvrage (p. 257–464) consiste dans les commentaires de Martelli aux traités d'alchimie.

Dans la première et la troisième partie du volume, Matteo Martelli ne fait jamais étalage inutile de son érudition en la matière. Il la met au service des nombreuses

hypotheses de recherche qu'il vise à démontrer. La description des manuscrits ne néglige pas le moindre détail et met notamment en évidence quelques problèmes de collation grâce à la reproduction photographique des originaux et des *marginalia* (p. 24–30). En effet, la principale difficulté dans l'édition de ces traités, aux allures de recettes de cuisine, tient au fait qu'entre le X^e et le XV^e siècle, les copieurs ont modifié à leur guise le texte selon les exigences du contexte historique. Par sa connaissance profonde des sources anciennes et de la littérature critique, Matteo Martelli nous livre des commentaires historiques et philologiques qui, par leur ampleur et précision, constituent une excellente introduction à la pratique de l'alchimie dans l'Antiquité et à sa réception à l'époque moderne ainsi qu'à l'histoire de la tradition manuscrite. Les traditions manuscrites syriaques et latines ont été finement étudiées. Les nombreuses tables d'interprétation des signes alchimiques et les remarques sur les interprétations des commentateurs médiévaux sont extrêmement utiles pour décrypter cette forme de pensée tournée vers la pratique artisanale propre au pseudo-Démocrite, qui n'aurait, selon nous, que quelques légères analogies avec les surinterprétations des occultistes modernes.

Une grande attention a été portée sur les manuscrits et sur les éditions du XVI^e siècle (même si parfois, comme dans la note 184, page 60, on aimerait avoir plus d'informations et d'explications). Les quatre index – des substances, des noms propres, des passages cités et des illustrations – facilitent grandement la consultation d'un ouvrage dont le seul point faible réside peut-être dans sa foisonnante richesse.

Roberto Poma, Paris (F)

Wecker, Regina; Braunschweig, Sabine; Imboden, Gabriela; Ritter, Hans Jakob: **Eugenik und Sexualität**. Die Regulierung reproduktiven Verhaltens in der Schweiz, 1900–1960. Zürich, Chronos Verlag, 2013. 200 S., 17 Abb. CHF 38.–. ISBN 978-3-0340-1131-0

Der vorliegende Band ist aus dem NF-Forschungsprojekt *Sexualität und Eugenik. Zur Regulierung des sexuellen und reproduktiven Verhaltens* sowie aus einem Teilprojekt des NFP 51 *Integration und Ausschluss* hervorgegangen. Er schließt an verschiedene bereits publizierte Arbeiten der AutorInnen an, die sich vorwiegend am Fall der Baseler Psychatriegeschichte mit der Frage auseinandersetzen, in welchen Formen sich eugenische Denkmuster in der Moderne in einem nichttotalitären staatlichen Kontext ausbildeten und in der Praxis niederschlugen.

Den hier anzudeutenden Band kann man auf der einen Seite lesen als ein übersichtliches, auf knapp 200 Seiten gestrafftes Resümee der erwähnten Forschungsprojekte. Zugleich wird auf eine weiterführende Forschungsfrage fokussiert. Ausgehend davon, «dass sich eugenisch motivierte Maßnahmen erst im Rahmen der Rationalisierung und Modernisierung der Lebensbereiche von Sexualität und Fortpflanzung etablieren konnten», wird das Wechselverhältnis beider Entwicklungen untersucht: «Verändert die Eugenik die sexuelle Einstellung und die gesetzlichen Regelungen oder formen die Sexualnormen die eugenischen Konzepte?»

Herausgekommen ist bei dieser nochmaligen Umwendung bisheriger Studienzuschnitte eine Fallstudie, bei der im Grunde alles überzeugt, nur nicht der Titel. Denn

durchaus umfassender, als dieser insinuiert, geben die AutorInnen Einblicke in die Theorie und Praxis psychiatrischer Regulierungen des Sexuellen in der Schweiz zwischen 1900 und 1960.

Gegenstand der Untersuchung sind vor allem die Basler Klinik Friedmatt und die ihr angegliederte Poliklinik. Das empirische Herzstück bilden zwei gemeinsam von Gabriela Imboden und Hans Jakob Ritter verfasste Beiträge über «Ehefähigkeit»-Expertisen sowie zum Stellenwert der eugenischen Indikation bei Abtreibungen und Sterilisationen. Eugenische Begründungen, so ihr bemerkenswertes – allerdings schon aus früheren Publikationen bekanntes – Ergebnis, spielten in den Patient-Innendossiers eine ausgesprochen geringe Rolle. Sicherlich weniger erstaunlich ist dabei der Befund, dass die «nur» eugenische Indikation kaum aufzufinden ist. So wurden allein dieserart begründete Schwangerschaftsunterbrechungen von den meisten Ärzten abgelehnt. Und beim Blick auf Sterilisationen machten sich die Basler Kliniker – anders als ihre Kollegen im Kanton Waadt, der seit 1928 das in Europa erste eugenische Sterilisationsgesetz hatte – aufgrund der Gesetzeslage im Zweifelsfall der Körperverletzung strafbar, indizierten sie Sterilisationen nur eugenisch und lag keine Einwilligung des/der Betroffenen vor.

Wirklich erstaunlich ist indessen angesichts des nach der Jahrhundertwende im öffentlichen Raum permanent herausgestellten Stellenwerts eugenischer Programmatiken, wie selten sich in den Krankenakten selbst «zusätzlich» legitimierende Bezüge auf den «Volkkörper» nachweisen lassen. Viel wichtiger, zeigen Imboden und Ritter, waren den Psychiatern die konkrete Lebenssituation, vor allem, ob ihre PatientInnen in kognitiver, sozialer und finanzieller Hinsicht in der Lage wären, Kinder aufzuziehen. Was jedoch auch gezeigt wird, ist eine in Basel-Stadt in einem netzwerkartigen Zusammenspiel mit anderen kantonalen Institutionen quasi durch die Hintertür erfolgte Durchsetzung eugenischer (Mit-)Begründungsmuster: So wurden Sterilisationen als Bedingung für die eugenisch motivierten Ehefähigkeitszeugnisse ebenso erpresst wie Schwangerschaftsunterbrechungen vielfach an die Zustimmung gebunden wurden, auch eine Sterilisation vornehmen zu lassen. Auch auf der Basis dieser Form von «Freiwilligkeit» bildete sich in der Praxis eine mithin selbstregulierte, 1937 in Richtlinien verschriftlichte Kooperation zwischen Psychiatern und Gynäkologen aus, wonach eine eugenische Indikationen regelnde Gesetzgebung von den Medizinern gar nicht mehr gewünscht wurde.

Eng an diese Befunde anschließend, analysiert der Beitrag von Regina Wecker die Sterilisationspraxis im Hinblick auf geschlechtsspezifische Entwicklungslinien. Anders als in NS-Deutschland, wo sich Zwangssterilisierungen relativ gleichmäßig auf Männer und Frauen verteilten, überwogen in der Schweiz sehr eindeutig Sterilisationen bei Frauen. Diese Asymmetrie erkläre sich nicht nur aus der häufigen Koppelung von Abtreibungen und Sterilisationen. Ebenso seien gesellschaftlich akzeptierte Unterschiede in der normativen Wertung des Eingriffs bei Männern und Frauen ausschlaggebend gewesen. Aus diesem sich aus der Geschlechterhierarchie heraus legitimierenden Überproport, so eine zentrale These, erkläre sich überhaupt erst der Erfolg der praktischen Durchsetzung «freiwilliger» eugenischer Sterilisationspraktiken in der – nichttotalitären – Schweiz.

Weg von Analyse eugenischer Imperative führt indessen Imbodens Untersuchung von Kastrationen bei «Sexualdelinquenten» in Basel (1930–1960). Die Autorin betont sicher zu Recht, dass sowohl die Sterilisation als auch die Kastration «mit den gleichen

wissenschaftlich-technischen und gesellschaftlichen Rationalitäten begründet» wurde. Doch evozierte ja nicht alle Rationalisierung des Sexuellen in der Moderne eugenische Ideologeme, noch erklärt sich umgekehrt alle Regulierung aus diesen. Und genau das zeigt Imbodens Untersuchung. Auch der lesenswerte Beitrag von Sabine Braunschweig über Patientensexualität im Pflegealltag wirkt im Band verinselt, weil auch er zum Verhältnis von Eugenik und Sexualität kaum Erhellendes beizutragen vermag, auch nur am Rande hierauf eingeht.

Aber wie schon eingangs angesprochen, liest man den Band insgesamt mit mehr Gewinn, lässt man sich von der Eng- bzw. Irreführung seines Titels nicht vereinnahmen. Denn tatsächlich richtet sich sein Augenmerk umfassender, als dieser suggeriert, auf sich im Bereich des Sexuellen niederschlagende Regulierungspraktiken, und keineswegs wird hier allein in eugenischen Zusammenhängen ausgeleuchtet, wie sich gesellschaftliche Normen in psychiatrischen Regulierungen manifestierten und vice versa.

Richard Kühl, Tübingen (D)